



MARIAN FÜSSEL

Präzedenzen, Promotionen und Patrone. Frühneuzeitliche Gelehrtenkultur an der Universität Basel

Ein Stück symbolischer Repräsentation der Baseler Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit trugen die meisten Deutschen von 1962 bis 1991 buchstäblich in der Tasche, denn das Bildnis Sebastian Münsters als Rektor der Baseler Universität zierte lange den Hundertmarkschein der alten D-Mark.¹ Werden die meisten Benutzer der Banknote darin weniger den obersten Repräsentanten einer vormodernen Korporation wie der Universität gesehen haben, so mag uns heute die akademische Welt der Frühen Neuzeit insgesamt in vielen Bereichen als eine fremdartige Kultur erscheinen. Ihre Rituale, ihre ständisch-hierarchische Sozialstruktur und ihr Verständnis von Gelehrsamkeit und Wissenschaft scheinen mit den Strukturen der modernen Forschungsuniversität nur wenig gemein zu haben.² Doch bei näherer Betrachtung trifft man ebenso auch auf reale wie erfundene Kontinuitäten.³ Von den Reproduktionsmechanismen des akademischen Feldes über die Beschwörung von Exzellenz ebenso wie der Wiedereinführung von Talaren zeigen sich zahlreiche Persistenzen in Habitus, institutionellen Mechanismen und symbolischen Ordnungen.⁴

Am Beispiel Basels sollen im Folgenden einige Grundelemente universitärer Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit behandelt werden, um neues Licht auf die Genealogie akademischer Vergesellschaftung zu werfen. Dabei wird es sowohl darum gehen, auf einige Besonderheiten des Baseler Hochschulwesens hinzuweisen wie die Universität Basel in den allgemeinen Strukturen und Praktiken der frühneuzeitlichen Universitäten zu verorten. Denn ein vergleichender Blick zeigt oftmals viele Strukturmomente auf, die aus lokaler Perspektive als einzigartige Besonderheiten erscheinen. Beginnend mit der Sozialstruktur und den Rangverhältnissen (I.), werde ich auf akademische Rituale wie die Deposition, die Promotion und den Rektoratswechsel eingehen (II.) um schließlich Zeichen, Symbole und Repräsentationen der Basler Universität zu behandeln (III.).

-
- 1 Nach einem Gemälde von Christoph Amberger von ca. 1547 vgl. Günther Wessel, Von einem, der daheim blieb, die Welt zu entdecken - Die Cosmographia des Sebastian Münster oder Wie man sich vor 500 Jahren die Welt vorstellte, Frankfurt a. M. 2004, S. 19f.
 - 2 Vgl. allg. Marian Füssel, Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit, Darmstadt 2006.
 - 3 Zur Genealogie der modernen Forschungsuniversität vgl. William Clark, Academic Charisma and the Origins of the Research University, Chicago / London 2006.
 - 4 Ulrich Bröckling, Von den Exzellenzen zur Exzellenz. Genealogie eines Schlüsselbegriffs, in: Forschung und Lehre 16/6 (2009), S. 422-424; Richard Münch, Die akademische Elite: zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz, Frankfurt a. M. 2007. Zur Rückkehr der Talare vgl. Marian Füssel, Rituale in der Krise? Zum Wandel akademischer Ritualkultur im Zeitalter der Aufklärung, in: Paideuma. Mitteilungen zur Kulturkunde 55 (2009), S. 137-153, hier S. 146.

I. Soziale Strukturen und symbolische Ordnungen

a) Die Baseler ›Familienuniversität‹

Die alteuropäischen Universitäten unterschieden sich in ihren sozialen Reproduktionsmechanismen kaum von ihrer gesellschaftlichen Umwelt. Auch hier regulierten Verwandtschaft, Patronage und Klientelbeziehungen weitgehend die Selbstergänzung. Man spricht daher auch von Familienuniversitäten, Netzwerkuniversitäten oder Landeskinderuniversitäten, je nachdem welche soziale Konfiguration im Einzelfall dominierte. In der Regel ist wohl von Kombinationen dieser Typen auszugehen. An der Universität Basel dominierte der Typus der ›Familienuniversität‹, ja die Baseler Universität gilt innerhalb der mitteleuropäischen Universitätslandschaft als eines der eindrucksvollsten Beispiele für diese Form der sozialen Reproduktion.⁵ So gab es in Basel um 1666 angeblich nur einen Professor, der nicht mit allen anderen Professoren verwandt war.⁶ Familien wie die Amerbach, Bernoulli, Burckhardt, Buxtorf, Iselin, Merian oder Zwinger kontrollierten über Jahrhundert die Lehrstühle der Universität Basel. Am Geschlecht der Bernoulli kann dies kurz exemplarisch beleuchtet werden.⁷

Ursprünglich eine niederländische Kaufmannsfamilie bildend wird 1622 mit Jacob Bernoulli ein Spross der Familie Baseler Bürger und heiratet nacheinander gleich in drei bedeutende Ratsgeschlechter, die Frey, Burckhardt und Günzer ein. Bereits mit seinem Sohn Niclaus, einem Spezereigroßhändler ergab sich dann eine verwandtschaftliche Verknüpfung mit universitätsnahen Kreisen. Dessen Söhne Jacob (1654-1705) und Johannes Bernoulli (1667-1748) wurden Professoren der Mathematik. Von den sieben Kindern Johannes Bernoullis gingen weite gelehrte Verzweigungen aus, in direkter Linie folgten ihm sein ältester Sohn Niklaus (1695-1726) als Professor der Rechte in Bern und der Mathematik in Petersburg, auch dessen jüngerer Bruder Daniel (1700-1782) brachte es zum Professor der Mathematik in Petersburg und zum Professor der Anatomie, Botanik und Physik in Basel. Da beide Brüder ledig blieben, wurde die Linie von ihrem dritten Bruder Johannes (1710-1790), Professor der Eloquenz und der Mathematik weitergeführt. Mit Susanna König, einer Base zweiten Grades, heiratete Johannes in eine weitere gelehrte Dynastie ein und zeugte mit ihr fünf Kinder. Von diesen fünf wurden wiederum drei zu Gelehrten: Johannes Bernoulli (1744-1807) wurde als Jurist und Mathematiker Direktor der Berliner Sternwarte und Akademie der Wissenschaften, Daniel Bernoulli (1751-1834) wurde Professor der Eloquenz und Physik in Basel, Jacob Bernoulli (1759-1789) war Jurist, Mathematiker und Mitglied der Petersburger Akademie. Neben Emanuel, einem Kaufmann wurde schließlich der fünfte Sohn Niclaus (1754-1841) Apotheker und zum Mitbegründer der Firma Geigy. Damit ist nur ein ganz kleiner Teil der familiären Filiationen der Bernoulli benannt, deren Linien sich immer wieder mit den Linien anderer Ge-

5 Zum von Peter Moraw geprägten Begriff der ›Familienuniversität‹ vgl. Peter Moraw, Aspekte und Dimensionen älterer deutscher Universitätsgeschichte, in: ders. u. Volker Press (Hg.), *Academia Gissensis. Beiträge zur älteren Giessener Universitätsgeschichte*, Marburg 1982, S. 1-43, hier S. 39ff.; Matthias Asche, Über den Nutzen von Landesuniversitäten in der Frühen Neuzeit – Leistungen und Grenzen der protestantischen ›Familienuniversität‹, in: Peter Herde / Anton Schindling (Hg.), *Universität Würzburg und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit*, Würzburg 1998, S. 133-149. Zu den Baseler Verhältnissen vgl. Friedrich Wilhelm Euler, Entstehung und Entwicklung deutscher Gelehrtenfamilien, in: Hellmuth Rössler / Günther Franz (Hg.), *Universität und Gelehrtenstand 1400-1800 (Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit, 4)*, Limburg 1970, S. 183-231, hier S. 188-211.

6 Peter A. Vandermeersch, Die Universitätslehrer, in: Walter Rüegg (Hg.), *Geschichte der Universität in Europa Bd. 2 Von der Reformation bis zur Französischen Revolution (1500-1800)*, München 1996, S. 181-212, hier S. 194.

7 Vgl. zum Folgenden Euler, Gelehrtenfamilien, S. 198-201; Andreas Staehelin, *Geschichte der Universität Basel 1632-1818 (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel, IV/ V)*, Basel 1957, Bd. 1, S. 60. Zur Übersicht vgl. die Stammtafeln unter <http://de.wikipedia.org/wiki/Bernoulli>.

lehrtengeschlechter kreuzten, so dass der Begriff Familienuniversität hier zu seinem vollen Gehalt kommt. Bestechung, Verwandtschaft und Klientelismus waren dabei in Basel so ausgeprägt, dass sich dies Ende des 17. Jahrhunderts auch auf eine Reform des Berufungsverfahrens auswirkte. Bei der Berufung bzw. Wahl eines Professors genoss der Rat der Stadt ein wichtiges Mitspracherecht, zusätzlich zum 14köpfigen Senat der Universität waren vier sogenannte Deputaten des Rates daran beteiligt, und jede Entscheidung musste noch durch den kleinen Rat bewilligt werden. Um die allgegenwärtige Vetternwirtschaft ein wenig zu reduzieren, wurde 1688 das sogenannte Ballotage-Verfahren für alle Wahlverfahren in Basel eingeführt, das Staehelin wie folgt beschreibt:

«Von den Wählern wurde zunächst vermittelt silberner (guter) und weißer (schlechter) Kugeln ein Drittel ausgeschieden. Die übrigen zwei Drittel nahmen die Wahl in das Ternarium vor, d. h. sie wählten sukzessive drei Kandidaten, und zwar in geheimer Wahl. Für sich selbst stimmen war verboten, Stimmenthaltung hingegen gestattet, damit niemand gezwungen wurde, die eigenen Chancen oder diejenigen eines Verwandten zu verringern. Nach der Wahl jedes Kandidaten mussten seine Verschwägerten und Verwandten abtreten und wurden durch erneutes Ballotieren aus der Zahl der zu Beginn Ausgeschiedenen ergänzt. Bevor man zur endgültigen Wahl unter den drei ins Ternarium gekommenen Kandidaten schritt, wurde durch Ballotieren abermals ein Drittel der Wähler ausgeschieden. Die endgültige Wahl fand geheim statt, d. h. jeder Wähler trat hinter den Vorhang, wo drei Kistlein mit den Namen der Kandidaten aufgestellt waren, und warf seine Kugel in das Kistlein des von ihm bevorzugten Kandidaten. Dann entschied das relative Mehr, bei Stimmengleichheit das Los.»⁸

Doch mit solchen Verfahren konnte der Übermacht der familiären Strukturen letztlich kaum entgegengewirkt werden, erst als man im 18. und vor allem 19. Jahrhundert zunehmend dazu überging, Professoren aus dem Ausland zu berufen, transformierte sich die Struktur der Familienuniversität hin zur Netzwerkuniversität bzw. Formen der Schulpatronage. Angesichts der geschilderten sozialen Versippung der Familienuniversitäten und des mit der sprichwörtlichen Erblichkeit der Professuren einhergehenden Nepotismus verwundert es wenig, dass diese während des 18. Jahrhunderts wiederholt zum Gegenstand der Universitätssatire wurden.⁹ So veröffentlichte etwa Karl Heinrich Heydenreich 1798 den «Vorschlag eines Patrioten die Professuren auf Universitäten erblich zumachen».¹⁰ Die wohl von Heydrichs persönlichen Erfahrungen an der Leipziger Universität inspirierte Episode spielt im Jahre 2045 auf dem Mond, wo der der Gelehrsamkeit zugetane Mondkaiser sich durch seine Räte bestärkt genötigt sieht, alle Professoren wegen Unfähigkeit abzusetzen.¹¹ Angesichts der krisenhaften Situation unterbreitet ihm sein Hofnarr schließlich den Vorschlag, die Professuren erblich zu machen und somit die Qualität der Wissenschaft für alle Zeit zu sichern.

⁸ Staehelin, Geschichte, Bd. 1, S. 63.

⁹ Vgl. z. B. Justus van Effen, Ironie über die Erbherrschaft und Fortgesetzt Ironie von dem Erbprofessore, in: Der vernünftige Philosoph, oder auserlesene Abhandlungen. Aus den französischen Schriften des [...] Just van Effen gezogen von Osterländer, Bd. 2, Frankfurt / Leipzig 1754, S. 318-345.

¹⁰ Karl Heinrich Heydenreich, Vorschlag eines Patrioten die Professuren auf Universitäten erblich zumachen [1798], in: Alexander Košenina (Hg.), Charlataneria eruditorum. Satirische und kritische Texte zur Gelehrsamkeit, St. Ingbert 1995, S. 71-75.

¹¹ Vgl. Alexander Košenina, Nachwort in: Ders., Charlataneria, S. 83-91, hier S. 88f.

Die wissenschaftshistorische Bewertung der Familienuniversität war lange mit modernisierungstheoretischen Vorbehalten verknüpft, die bei der Kritik am akademischen Filz dessen zeitgenössische Funktionalität leicht übersah. Wenn auch wiederholt intellektuell minderbemittelte Söhne ihren Vätern auf die Lehrstühle folgen konnten, so wurde doch gleichzeitig auch die Weitergabe von kulturellem Kapital, etwa in Form von Buchbesitz enorm erleichtert und die Kommunikation wissenschaftlicher Lehren und Ideen zum Teil befördert.¹² Ebenso sollte nicht vergessen werden, dass die familiären Formen der sozialen Reproduktion des Gelehrtenstandes in der Moderne lediglich von anderen Formen der Lehrer-Schüler-Beziehungen und der Schulbildung, Zugehörigkeit zu Assoziationen etc. abgelöst bzw. überformt wurden, ohne dass sich die Ausdifferenzierung eines nur noch an intellektueller Leistung orientierten Wissenschaftssystems wirklich abgeschlossen hat. Will man folglich die soziale Funktionsweise einer vormodernen Universität verstehen, gilt es die Strukturen der Familien- und Netzwerkuniversität ernst zu nehmen und zu kontextualisieren und damit auch die eigene Gegenwart möglicherweise genauer beobachten zu können.

b) Ein Kampf um Anerkennung – Ordnung als Rangordnung

Ein anderes soziales Organisationsprinzip der Universität als Korporation bildeten die zahlreichen Formen der Rangordnung. Angefangen vom Rektor an der Spitze gliederte sich die Universität über die vier Fakultäten von Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie bis hin zu den einzelnen Ämtern der sogenannten Universitätsverwandten wie Reit-, Fecht- und Tanzlehrern, Schullehrern oder Pfarrern in streng hierarchischer Abfolge. Die Präzedenz, dass heißt die Frage, wer vor oder neben wem ging, stand oder saß, führte dabei über Jahrhunderte immer wieder zu unzähligen Streitigkeiten.¹³ Der hohe Stellenwert, den die Akteure dem Rang in akademischen Versammlungen zumaßen, kann durch eine im zeitgenössischen Diskurs vielfach kolportierte Anekdote verdeutlicht werden. So stritt der Basler Humanist Heinrich Loriti, genannt Glarean, zu Beginn des 16. Jahrhunderts um seinen Rang innerhalb der öffentlichen Zusammenkünfte der Baseler Universität.¹⁴ Da er noch keinen Doktorgrad erworben hatte, kam ihm als einfachem Magister eine relativ untergeordnete Position innerhalb der akademischen Hierarchie zu, so dass er «sich entweder unter den Studenten verstecken, oder sich ja auf die Magister-Banck hinten anhängen» hätte müssen.¹⁵ Als berühmter gekrönter Poet war Glarean jedoch keineswegs bereit, sich mit seiner Position zufrieden zu geben. So ritt er eines Tages während einer Promotionsfeier auf einem Pferd in das Auditorium und mischte sich unter die Studenten.¹⁶ Aller Augen richteten sich nun auf Glarean, der auf die Frage des Rektors, warum er denn mit einem so unwürdigen Tier in die Versammlung komme, geantwortet haben soll,

12 Asche, Landesuniversitäten, S. 148f.

13 Vgl. Füssel, Gelehrtenkultur.

14 Vgl. Johann Burkhard Mencke, Herrn Jo. Burckhardt Menckens Zwey Reden von der Charlatanerie der oder marktschreyerey der Gelehrten, nebst verschiedener Autoren Anmerkungen. Mit Genehmigung des Hn. Verfassers nach der letzten vollständigsten Auflage übersetzt, Leipzig 1716 (ND München 1981), S. 135ff., S. 209, [David Fassmann], Der Gelehrte Narr [...], Freyburg 1729, S. 210f.; Albert Schirrmeister, Triumph des Dichters. Gekrönte Intellektuelle im 16. Jahrhundert, Köln / Weimar / Wien 2003, S. 205f., vgl. auch Ders., Die zwei Leben des Heinrich Glarean: Hof, Universität und die Identität eines Humanisten, in: Sven Lembke / Markus Müller (Hg.), Humanisten am Oberrhein: Neue Gelehrte im Dienste alter Herren, Leinfelden-Echterdingen 2004, S. 237-254.

15 Mencke, Charlatanerie, S. 136.

16 Der Vorfall wird erwähnt in einem Brief des Beatus Rhenanus an Erasmus von Rotterdam vom 17.4.1515: «Scriberem tibi, quo pacto Glareanus noster in aulam sophistarum, qui disputationis causa de parvorum utilitate logicalium convenerant, insidens equo fuerit ingressus, nisi stultiora putarem, quam quae ad te scribantur, virum verte sapientem, si quisquam uspiam sapiens est.» Adalbert Horawitz / Karl Hartfelder: Briefwechsel des Beatus Rhenanus, Leipzig 1886, S. 74-76, hier S. 75.

dass er gerne «einen gewissen und ausgemachten Sitz haben wolle». Und er fährt fort:

«Es sind indeß, dass ihr zweifelt, ob ihr mich unter die Doctores oder die Magister setzen sollet, schon so viel Monate verflossen, dass ich so wohl euch aus diesem Kummer zu reissen, als auch mich selbst einmahl zu versorgen, endlich auf diesen Anschlag kommen müssen, mich auf einen Esel zu setzen und euch also zu zuhören».¹⁷

Der Vorfall macht verschiedene Zusammenhänge deutlich: Zum einen war die Geltung des Humanisten innerhalb des literarischen Feldes nicht notwendig deckungsgleich mit seiner Geltung innerhalb der universitären Korporation, zum anderen sah der Humanist sich zu dieser drastischen Maßnahme offenbar aufgrund der offensichtlichen Unentschiedenheit seines Status genötigt, die sowohl institutioneller Trägheit als auch bewusstem Kalkül geschuldet gewesen sein konnte.

Neben unterschiedlichen Machtfeldern und Graden war es vor allem die Hierarchie der Fakultäten, die immer wieder zum sprichwörtlichen Streit der Fakultäten führte.¹⁸ Eine dezidierte Kritik an der Hierarchie der Fakultäten übte der Mathematiker Jakob Bernoulli in einem im Jahr 1691 der Baseler Universität anonym vorgelegten Memorial. Bernoulli fragte:

«Ob nicht die Ungleichheit der salariorum und der Unterschied des Sitzes nach den Gradibus und Fakulteten zum Theil eine große Ursach gewesen, dass es bisher so liederlich hergegangen, angesehen das Interesse und die Ambition der Leuthen so groß, dass keine mit seiner Profession, wenn er sie schon mit Lob hat versehen können, zufrieden gewesen, sondern allzeit nach einer feißeren und höheren, dazu er nicht so tüchtig war, aspirirt; item dass ein anderer, so noch nicht Professor war, nicht erwarten hat können, biß eine ihm anstendige vacierend geworden, sondern indessen eine andere, dazu er gar nicht tauglich gewesen, angenommen, nur damit er desto leichter acceß zu den übrigen hatte. Ob derowegen, bei so gestalten sachen, es nicht sehr nützlich wäre, daß die ungleichheit der salariorum genzlich aufgehebt, auch die Professores hinkünftig nach dem Alter, ohne Unterschied der Graduum und der Fakulteten, locirt werden, wie solches auff allen wohlbestellten Universiteten üblich».¹⁹

Bernoulli reflektiert hier das System des sogenannten «Aufrückens» und dessen Auswirkungen auf das institutionelle Arbeitsklima.²⁰ An einer vormodernen Universität war es nämlich üblich, bei Bedarf und Qualifikation die Karriereleiter von der untersten philosophischen bis zur obersten theologischen Fakultät nach und nach bei Freiwerden einer Position «aufzurücken». Erst im Zuge einer stärkeren disziplinären Verfestigung und Ausdifferenzierung bei gleichzeitiger Formalisierung der Rangverhältnisse im 18. Jahrhundert begnügte sich ein Philosoph wie Immanuel Kant

17 Mencke, Charlatanerie, S. 137. Die wohl im Zuge der Überlieferung geschehene Verwandlung von Pferd zu Esel verändert den Symbolgehalt in nicht unwesentlicher Weise, da dem Esel natürlich ein gänzlich anderer, in diesem Fall umso lächerlicherer Status zukommt.

18 Vgl. Marian Füssel, Der Streit der Fakultäten. Zur sozialen Praxis des Wertewandels in der frühmodernen Gelehrtenkultur, in: Marie Louisa Allemeyer / Katharina Behrens / Katharina Ulrike Mersch (Hg.), Eule oder Nachtigall? Tendenzen und Perspektiven kulturwissenschaftlicher Werteforschung, Göttingen 2007, S. 104-133; zu Basel vgl. Andreas Staehelin, Der Rang der Fakultäten in der Geschichte der Universität Basel, in: Universität Basel 1469-1960, Sonderheft der Schweizerischen Hochschulzeitung 33 (1960), S. 72-76.

19 Abgedruckt bei Staehelin, Geschichte, Bd. 2, S. 436.

20 Staehelin, Geschichte, Bd. 1, S. 55f.

damit, auch von seiner Fakultätszugehörigkeit her sein ganzes Leben Philosoph zu bleiben.

II. Akademische Rituale

a) Die Deposition

Um in Basel Student zu werden und das akademische Bürgerrecht zu erlangen, musste neben der Immatrikulation in Gestalt der sogenannten Deposition auch ein klassisches Initiationsritual durchlaufen werden.²¹ Der an den mitteleuropäischen Universitäten, vor allem im Gebiet des alten Reiches seit dem Spätmittelalter übliche Brauch diente dazu, die künftigen Studierenden mit Nachdruck auf die Normen der Korporation einzuschwören. Ursprünglich aus einer reinen Gebühr für die Bursen, dem sogenannten «Beanium», entstanden, entwickelte sich im 16. und 17. Jahrhundert ein komplexes symbolisches Verfahren. In dessen Zentrum stand das Abschlagen zuvor aufgesetzter künstlicher Hörner, die «depositio cornuum», von der das Ritual seinen Namen hat und die heute noch sprichwörtlich im «sich die Hörner abstoßen» auftaucht. In Basel vollzog man die Prozedur wahrscheinlich im Hof des oberen Kollegiums unter Anwesenheit des Dekans und weiterer Mitglieder der philosophischen Fakultät sowie Pedell und Depositor, den der Senior des Alumneums stellte.²² Während des Rituals hatten die angehenden Studenten bestimmte Kleidungsstücke, wie etwa Ochsenhäute und allerlei symbolische Accessoires zu tragen, neben den obligatorischen Hörnern etwa überdimensionierte Zähne. Diese Gegenstände wurden dann vom Depositor in grober Manier, die bis hin zu physischer Gewaltanwendung reichen konnte mit Hilfe übergroßer hölzerner Sägen, Beile, Hobel und Bohrer entfernt. Diese rituelle Devestitur wurde von einer Rede des Dekans begleitet, welche den Kandidaten den Sinn des Rituals und seiner Symbole erläutern sollte. Die Studenten wurden zu Gehorsam, Fleiß und tugendhaftem Lebenswandel ermahnt. Das Abschlagen der Hörner wurde als symbolisches Ablegen schlechter Sitten und schlechten Lebenswandel gedeutet, die Werkzeuge als Symbole für die alleinige Wirksamkeit ihres Gebrauchs, welche die Studierenden daran gemahnte, sich nicht wie rohe Klötze und Steine zu verhalten, sondern ihren Verstand aktiv mit Wissen und Künsten zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschen zu bilden. Erst anschließend erfolgte durch den Dekan die Einschreibung in die Matrikel der philosophischen Fakultät und die Vereidigung. Das ganze Verfahren kostete den Studenten ein Pfund, bei einer Deposition in privatim unter Ausschluss von Zuschauern erhöhten sich die Gebühren entsprechend. Schon früh regte sich nicht zuletzt aufgrund der Kosten immer auch Widerstand gegen das Ritual, aber erst am Beginn des 18. Jahrhunderts ging man an den Universitäten des alten Reiches flächendeckend dazu über, den Brauch abzuschaffen und wieder auf die Gebühr zu reduzieren. In Basel hielt sich die Deposition noch vergleichsweise mit am längsten, erst 1798 schaffte man sie hier endgültig ab. Die Gründe für das Überdauern waren dabei offensichtlich primär ökonomischer Natur, verlor die philosophische Fakultät doch damit die anfallenden Gebühren. Daher entwickelten die Brüder Daniel und Johannes II. Bernoulli die Idee, die von ihnen berechnete jährlich anfallende Ge-

21 Vgl. Marian Füssel, Riten der Gewalt. Zur Geschichte der akademischen Deposition und des Pennalismus in der frühen Neuzeit, in: Zeitschrift für historische Forschung 32/4 (2005), S. 605-648.

22 Zu den Baseler Verhältnissen vgl. Staehelin, Geschichte, S. 102-107; Rudolf Thommen, Basler Studentenleben im 16. Jahrhundert, in: Basler Jahrbuch 7 (1887), S. 94-140, hier S. 98f.

bühr von fünf neuen Louis d'or durch ein Zwei-Klassen-System bei der Immatrikulation zu erreichen. Die linke Seite der Matrikel sollte den gewöhnlichen Studiosi zur Verfügung stehen, die rechte aber sollte «pro Inscriptio Nobilium et Honoratorum gegen eine anständige Honorantz» reserviert werden.²³ Der soziale Sinn der Deposition, als dem wohl spektakulärsten akademischen Ritual liegt somit auf mehreren Ebenen. Wie der Vorschlag der Bernoullis noch einmal deutlich macht, ging es zunächst um die Markierung einer sozialen Distinktion, das Ritual schied die, die von ihm betroffen waren, von denen die nicht von ihm betroffen waren, während gleichzeitig in der Durchführung je nach Gebühr soziale Abstufungen vorgenommen werden konnten. Für die Fakultät und ihre Mitglieder bedeutete die Deposition eine wichtige Einnahmequelle innerhalb des sozio-ökonomischen Berechtigungssystems der Universität.²⁴ Und für die gesamte Korporation fungierte das Ritual schließlich als integrativer Initiationsvorgang, der der Subjektivierung ihrer künftigen Mitglieder diene. Gerade angesichts der enormen Privilegien etwa im Bereich der Rechtssprechung war das Ritual ein zentraler Mechanismus, die Studenten auf das akademische Normensystem buchstäblich einzuschwören.

b) Ein Ritterschlag des Geistes: die Promotion zum Doktor und Magister

Einen der Höhepunkte innerhalb der akademischen Festkultur bildete die feierliche Promotion zum Magister oder Doktor.²⁵ Mit dem Dokortitel erwarb der Kandidat nicht nur das Recht an einer Universität zu lehren, sondern erhielt in der Selbstbeschreibung der frühneuzeitlichen nobilitas literaria auch einen adels-äquivalenten Titel, der ihm einen hervorgehobenen ständischen Rang verlieh und selbstverständlich nicht umsonst zu erlangen war.²⁶ Ein Sachverhalt der über die ganze Frühe Neuzeit nie ohne Kritik blieb. Dabei entbehrt es im Falle Basels nicht einer gewissen Ironie, dass ausgerechnet einer der radikalsten akademischen Antiritualisten der Frühen Neuzeit in Gestalt von Andreas Bodenstein von Karlstadt sich dort während seiner letzten Lebensphase offenbar besonders engagiert im Graduierungswesen zeigte. In Wittenberg war Karlstadt 1523 für die Abschaffung des theologischen Doktorats eingetreten, hatte daraufhin aller akademischen Würden entsagt und eine Art Einsiedlerdasein in Orlamünde geführt.²⁷ 1534 stieg Karlstadt dann an der Universität Basel wieder ins akademische Leben ein. Über seine dortige Tätigkeit als Hochschullehrer schreibt Edgar Bonjour: «Der Universitätsgeschäfte nahm er sich so umsichtig an, vertrat unter anderem die Sache der Disputationen und Grade so würdig, dass er in der kurzen Zeit seines Basler Wirkens viermal zum Dekan und einmal zum Rektor gewählt wurde.»²⁸ Auch die Tradition der Familienuniversität wurde durch die Karlstadts bestärkt, denn

23 Staehelin, Geschichte, Bd. 1, S. 55f.

24 Über die universitätsinternen Berechtigungssysteme vgl. allg. Ulrich Rasche, Die deutschen Universitäten zwischen Beherrschung und Reform. Über universitätsinterne Berechtigungssysteme und herrschaftliche Finanzierungsstrategie des 16. bis 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 10 (2007), S. 13-33.

25 Vgl. allg. Marian Füssel, Ritus Promotionis. Zeremoniell und Ritual akademischer Graduierungen in der frühen Neuzeit, in: Rainer Christoph Schwinges (Hg.), Examen, Titel, Promotionen: Akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert, Basel 2007, S. 411-450; Ulrich Rasche, Die deutschen Universitäten und die ständische Gesellschaft. Über institutionengeschichtliche und sozioökonomische Dimensionen von Zeugnissen, Dissertationen und Promotionen in der Frühen Neuzeit, in: Rainer A. Müller (Hg.), Bilder – Daten – Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten in der frühen Neuzeit. Bearbeitet von Hans-Christoph Liess und Rüdiger vom Bruch, Stuttgart 2007, S. 150-273.

26 Zu den Kosten in Basel vgl. Staehelin, Geschichte, Bd.1, S. 154 u. S. 175-178.

27 Vgl. Füssel, Gelehrtenkultur, S. 359-361; Barbara Stollberg-Rilinger, Von der sozialen Magie der Promotion. Ritual und Ritualkritik in der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit, in: Paragrana 12 (2003), S. 273-296.

28 Bonjour, Universität Basel, S. 210.

einer seiner Söhne Adam von Bodenstein lehrte an der medizinischen Fakultät, vertrat da allerdings so vehement die Lehren des Paracelsus, dass er schließlich aus Fakultät und Consilium ausgeschlossen wurde.²⁹ Gewisse strukturelle Parallelen zum Karriereverlauf von Antiritualisten der 1968er Jahre drängen sich förmlich auf.

Basel bildete im Gebiet der heutigen Schweiz die einzige Hochschule mit Promotions- bzw. Graduierungsrecht.³⁰ Der Akt der Graduierung vollzog sich in Basel idealtypisch in sieben Schritten: der Censura, dem Tentamen, dem Examen, der Professio, der Disputatio, der Promotio und dem Essen.³¹ Über den komplexen Ablauf des Graduierungsrituals in Basel sind wir durch die Autobiographie Felix Platters detailliert informiert.³² Im Jahr 1557 wurde Platter, der zuvor mehrere Jahre in Montpellier studiert hatte, zum Doktor der Medizin promoviert. Seine Graduierung vollzog sich in einem mehrstufigen Verfahren, das von einer rituellen Investitur mit den Zeichen der Doktorwürde und dem obligatorischen Doktorschmaus abgeschlossen wurde. Um der Fakultät seine Eignung zum Doktor unter Beweis zu stellen, erbot sich Platter an den «Hundstagen» also von Ende Juli bis Anfang August ein öffentliches Kolleg zu lesen. An einem Sonntag ließ Platter an der Kirchtüre öffentlich seine Vorlesung bekannt machen, die er am 21. Juli vor der gesamten medizinischen Fakultät und einem Großteil der anderen Professoren über Galens «de causis morborum» hielt. Am 14. August wandte sich der angehende Doktor an Oswald Ber, den Dekan der medizinischen Fakultät und bat ihn um die Zulassung zum Doktorat. Einen Tag später wurde er vor einem Dreigremium in Oswalds Haus geladen brachte sein Anliegen erneut vor, führte an, wie lange er bereits Medizin studiert hatte und wies seine Magister und Bakkalareats-Bescheinigung aus Montpellier vor. Allein als die Frage auf das Alter des Kandidaten, kam wurde die Lage schwierig. Platter würde im Oktober erst 21 Jahre alt werden, der Dekan vertrat jedoch die feste Überzeugung, das ein Kandidat nicht jünger als 24 sein dürfte. Platter zog deprimiert von dannen, in der festen Überzeugung seine Zulassung wäre damit gescheitert. Sein künftiger Schwiegervater bot ihm des Abends gar an, ihm sein Pferd zu leihen, damit er nach Montpellier reiten könne, um dort den Dokortitel zu erlangen. Seine Befürchtungen erwiesen sich jedoch als völlig unbegründet. Am 16. August erschien der Pedell und rief ihn zum «tentamen», dem ersten mündlichen Examen im Hause Oswalds.³³ Das medizinische Dreiergremium stellte ihm allerlei Fragen, auf die er «herzhaft respondierts, will sy nit so schwer» gewesen seien, wie er vorher angenommen hatte. Nach einer Stunde bekam er noch eine Aufgabe für den folgenden Tag. Er sollte zwei Texte von Hippocrates und Galen explizieren. Das ganze schloss damit, dass die Tochter des Professors einige Küchlein buk und man einen «Abendtrunk» einnahm, den Platter bezahlt hatte, wobei die Professoren «gar lustig» mit ihm waren. Diese Art der Prüfung vollzog sich im Folgenden noch zweimal mit steigendem Öffentlichkeitsgrad. Am folgenden Tag erklärte er eine Stunde lang auswendig die beiden ihm gestellten «themata», woran sich eine dreistündige Disputation mit den drei Professoren anschloss, über die Platter bemerkte, dass besonders Herr Oswald hierin «ein großer Philosoph sein wolt».³⁴ Das ganze Verfah-

29 Bonjour, Universität Basel, S. 172.

30 Staehelin, Geschichte, Bd.1, S. 151.

31 Ebd., S. 158.

32 Vgl. Thomas Platter und Felix Platter zwei Autobiographien. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts, herausgegeben vom D.A. Fechter, Basel 1840, S. 167-171; vgl. dazu Bonjour, Universität Basel, S. 173-176.

33 Platter, Autobiographie, S. 170.

34 Ebd.

ren endete mit einer Aufforderung zur öffentlichen Disputation und einem Abendtrunk samt von der Professorentochter bereitetem Imbiss zu Platters Kosten. Nun erhielt der Kandidat zwei weitere Themen, über die er eine kleine Auslegung drucken lies und am Sonntag dem 29. August veröffentlichte, indem er sie an die vier Pfarrkirchen anschlugen und «allen doctoribus & Professoribus» durch den Pedellen schicken ließ, der sie auf den nächsten Donnerstag einlud. Obwohl sich Platter nun erkältete konnte er am 2. September um 7 Uhr morgens mit der öffentlichen Disputation beginnen, die bis 12 Uhr mittags währte.³⁵ Hier disputierten, da dies länger nicht mehr geschehen war, unter Anwesenheit «fast aller Academici», nicht nur Mediziner, sondern auch verschiedene Magister der Philosophie. Mit Gottes Hilfe habe er schließlich in Ehren bestanden. Jetzt kam es wider zu einer kostspieligen Speisegemeinschaft, diesmal im Gasthaus zur Krone, wo Platter einen Tisch zu bezahlen hatte. Nun erhielt Platter endlich die endgültige Zulassung zum Einsetzungsritual der feierlichen Promotion. Ihm wurden zwei Promotoren zugewiesen; ein Doktor Isaac, von dem er die Themata erhielt, und Doctor Oswald, der ihm die Insignien überreichte. Der Kreis der Öffentlichkeit erweiterte sich nun ein weiteres Mal. Platter ließ die Einladung drucken und zog am Samstag mit Doctor Isaac und dem Pedellen durch die Stadt und «ludt die heupter, deputaten, Academicos», viele seiner guten Freunde, darunter auch seinen künftigen Schwiegervater zum bevorstehenden actus publicus.³⁶ Bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert vollzog sich das folgende Ritual als reine Männerveranstaltung: nicht nur das Frauen vom Erwerb akademischer Grade generell ausgeschlossen waren, auch als Zuschauerinnen wurden sie erst spät und unter verschiedenen Bedingungen geduldet.³⁷

Am Montag, dem 26. September war es dann soweit. Platter wurde in das Haus des Dekans Ber geführt, man trank Malvasier und kleidete ihn in einen «schwarzen schamelot, rings umher und wo die nat, mit sammt einer hand breit allenthalben ußen verbremdt, in roten hosen und rotem sidenem, attlaßen wammist» und geleitete ihn zum Kollegiengebäude. Unterwegs, als sie Doktor Hubers Haus passierten, fiel Oswald noch ein, dass man gar keinen Text für eine spontane Auslegung des Kandidaten dabei hatte und lieh kurzerhand ein Buch aus Hubers Stube. Endlich erreichte man die Aula der medizinischen Fakultät, die «statlich tapeßiert» und «allenthalben vol volcks ist, da lang zavor kein Doctor promoviert hat.» Platter bestieg die untere, Isaac die obere Cathedra, einige Bläser spielten auf, Doctor Isaac hielt eine Rede und nannte Platter seine «Themata». Dieser hielt nun auswendig seine Rede, Isaac trat ab und übergab Platter an den Dekan Oswald, der die Investitur mit den insignia doctoralia vornahm: «nach gethoner kurtzen Oration furt er mich vorgendem Pedellen mit dem Sceptrum auf die hohe Cathedram, und mit gewöhnlicher solennitet setzt er mir mein sammat parret auf, darauf ein schöner krantz, und brucht die übrigen ceremonias, darunder auch er mir ein ring ansteckt.»³⁸ Als frischgebackener Doktor musste Platter nun noch eine spontane Probe seiner akademischen Lehrfähigkeit geben:

«Als er mich nun fir ein Doctor ußgerieft, sprach er mich an, ich solte ein prob thun, unversehens über etwas offentlich ußzelegen. Schlug er ein blat ettlich im buch herumb, zeigt mir ein ort. Do las ich den text, als stiente er dorin, fieng denselben an

35 Staehelin, Geschichte, Bd. 1, S. 162-166.

36 Ebd., S. 166-174.

37 Ebd., S. 169.

38 Platter, Autobiographie, S. 170.

auszulegen; so schlacht er das buch zu, mit vermelden, es were gnug, und befiehlt mir die dancksagung ze thun, dass ich mit einer langen oration ußwendig ußsprach und hiemit den Actum also beschloß, der über vier stundt gewert hatte.»³⁹

Unter Blasmusik verließ anschließend eine Prozession die Aula und begab sich zum Gasthaus zur Krone, wo der Doktorschmaus ausgerichtet wurde.⁴⁰ Über die Prozession berichtet Platter: «Und gieng mit mir der Rector D. Wolfgang Wißenburger, hernoch der alt herr D. Amerbach und andere Academici in zimlicher zal, der Pedel vor mir und die bleser, so durch die gaßen biß zur Herberge bliesin.»⁴¹ In der Herberge wurden sieben Tische zur Mahlzeit gerichtet, die wie Platter beruhigt bemerkt, «doch nur 4 batzen for eine Person» kosteten. Die ganze Veranstaltung ging noch bis drei Uhr Nachmittags, da man damals nicht so lange beieinander gesessen habe, wie gegenwärtig, wie Platter hinzufügt und damit auf eine Intensivierung des ostentativen Konsums im Laufe des ausgehenden 16. Jahrhunderts hinweist. Nach dem Essen nahm Platter schließlich noch einen «Abendtrunk» im Haus des Doktor Isaac ein. Der Doktorschmaus, der einerseits die kommunikative Form des gemeinschaftsstiftenden Mahles darstellte, gestaltete sich andererseits vor allem als enormer Kostenfaktor, der 1721 schon einmal 100 fl. betragen konnte. Die hohen Kosten werden verständlicher, vergewärtigt man sich allein die Liste der Pflichteinladungen. So hatte man einzuladen: «den Rektor, die Dekane, die Professoren, Doktoren und Lizentiaten aller Fakultäten, den Pedell und den Notar; die Häupter, die Deputaten, den Ratsschreiber und den Oberstratsdiener, endlich die vornehmsten Buchdrucker der Stadt, daneben Studenten, Freunde und andere Gäste, soviel er wollte.»⁴² Über einen ähnlich ausgedehnten Personenkreis verteilten sich auch die Kosten des gesamten Graduierungsverfahrens. Ein Magstrand der Philosophie beispielsweise hatte Gebühren unter anderem an den Fiscus der Fakultät, die Professoren, den Fiscus der Universität, die Saaldiener, den Fiscus des Prytaneums, den Rektor, den Dekan, den Pedell, den Universitätsnotar, den Bibliotheksfiscus der philosophischen Fakultät und evtl. einen Betrag anstatt des Magisteressens zu entrichten.⁴³ Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts weitete sich der Umfang der Festmähler immer weiter aus, bis im 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Sparsamkeit und aufgeklärter Schlichtheit, der Brauch in Basel offensichtlich allmählich außer Gebrauch kam. Wenn doch einmal ein solches Festmahl gegeben wurde, wurde dies in der Stadt durchaus, als einer der wenigen Ereignisse mit denen die Universität öffentlich in Erscheinung trat, registriert.⁴⁴

c) Einsetzung des Rektors

Das zentrale Einsetzungsritual, mit dem sich die ganze Korporation der Öffentlichkeit präsentierte, war schließlich der Wechsel des Rektorates, der an protestantischen Uni-

39 Ebd.

40 Vgl. Staehelin, Geschichte, Bd.1, S. 174f.

41 Ebd., S. 171.

42 Staehelin, Geschichte, Bd.1, S. 174.

43 Ebd., S. 176.

44 Der Basler Kaufmann und Gerichtsherr Emanuel Le Grand (1746-1808) beispielsweise notiert am 4. Juni 1776 in seinem «Notizbuch» über die Promotion von Peter Ochs (1751-1821): «4 Juny ist der junge Herr Ochs in Basel zum Doctor gemacht worden und hat nach einer im Accademischen Sale gehaltenen Rede auf E.E.-Zunft zum Schlüssel ein feyerliches Gastmahl gegeben.» Paul Koelner, Streifzüge durch ein Notizbuch aus der Zopfzeit, in: Basler Jahrbuch (1935), S. 51-69, hier S. 57.

versitäten meist in halbjährlichem Rhythmus erfolgte.⁴⁵ Auch in Basel war der Rektor der oberste Repräsentant der Universität und wurde aus der Mitte des akademischen Senats, in Basel Regenz genannt, für die Dauer eines akademischen Jahres gewählt.⁴⁶ An einer städtischen Universität wie Basel stellte sich die Situation jedoch deutlich anders dar als an den meisten landesherrlichen Universitätsgründungen, wie sich im Folgenden insbesondere am Ritual der Eidesleistung zeigt. Wichtiger Bestandteil der Rektoratswechsel waren die Rektoratsessen, die sich als Form ostentativen Konsums zwar immer wieder der Kritik von Seiten der reformierten Geistlichkeit ausgesetzt sahen, aber im 16. Jahrhundert auch ein zentrales Ereignis zur Verhältnisbestimmung von Universität und Bürgerschaft bildeten.⁴⁷ Nachdem der Rektor den Termin bestimmt und ein Gasthaus ausgewählt hatte, wurden alle bis zu achtzig auf der Gästeliste verzeichneten Teilnehmer durch den Pedellen persönlich eingeladen. Der eigentliche Festtag begann mit einem feierlichen Umzug durch die Stadt, gefolgt von einem Theaterspiel und dem mittäglichen Festmahl, dem «Rector Mol» oder «prandium rectoratus». Felix Platter hielt dazu in seinem Tagebuch zu einem Rektorwechsel von 1546 fest: «Altzeit wann der neuw rector das mol geben, haben die studenten mit pfeifen und drummen in der herbrig, sampt der regentz geladen und ist man in der proces in die comedy gezogen».⁴⁸ Abends folgte bis zum Jahr 1566 noch ein weiteres Mahl im engeren Kreis von rund zwölf Personen. Mit einer universitären Festrede des neuen Rektors wurde einige Tage später schließlich das neue akademische Jahr begonnen. Unter den Gästen der Rektoratsessen stechen neben den Universitätsangehörigen als soziale Gruppen vor allem die Buchdrucker, Angehörige des für Kirchen- und Schulangelegenheiten zuständigen Ministeriums sowie Vertreter der städtischen Obrigkeit hervor. In Basel, wo eine eindeutige Asymmetrie zugunsten der städtischen Obrigkeit bestand, war das Rektoratsessen ein zentrales Forum, um die Beziehungen von Seiten der Universität als Gastgeber zu gestalten. Das Mahl stiftete Gemeinschaft, erlaubte der Universität sich in der städtischen Öffentlichkeit zu repräsentieren und bot die Möglichkeit zum mehr oder minder informellen Austausch zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen. Dies änderte sich im 17. und 18. Jahrhundert, als von nun an im sogenannten Prytaneum, einem besonderen Saal im oberen Kollegium, nur noch die Professoren und Deputaten bewirtet wurden.⁴⁹ Damit war das Ereignis zu einem rein inneruniversitären Vorgang geworden. Die Amtsübergabe vollzog sich dann wenige Tage später als feierliche Investitur der «traditio sceptri» im oberen Collegium. Nach einer Rechnungsprüfung und der Entlastung des scheidenden Rektors, übergab dieser seinem Nachfolger «das Szepter, die Matrikel und die anderen Handschriften, die der jeweilige Rektor bei sich zu Hause hatte, ferner die Kasse, deren Inhalt, Barschaft und Wertpapiere, bei dieser Gelegenheit kontrolliert wurde, das Siegel und ein Verzeichnis des der Universität gehörenden Silbergeschirres.»⁵⁰ Besonders inszeniert wurde die Übergabe des Szepters, die mit verschiedenen Höflichkeitsbezeugungen des alten und des neuen Rektors einherging, während der Scheidende betuer-

45 Vgl. Marian Füssel, Zeremoniell und Verfahren. Zur Wahl und Einsetzung des Rektors an der frühneuzeitlichen Universität, in: Daniela Siebe (Hg.), «Orte der Gelahrtheit». Personen, Prozesse und Reformen an protestantischen Universitäten des Alten Reiches (Contubernium 66), Stuttgart 2008, S. 119-142.

46 Vgl. das Verzeichnis von Rudolf Thommen, Die Rektoren der Universität Basel 1460-1910, in: Festschrift zur Feier des 450jährigen Bestehens der Universität Basel, Basel 1910, S. 479-553.

47 Bonjour, Universität Basel, S. 128; Schüpbach-Guggenbühl, Rektor.

48 Zitiert nach Schüpbach-Guggenbühl, Rektor, S. 63.

49 Vgl. Fritz Burckhardt, Das Prytaneum an der Universität Basel, in: Basler Jahrbuch 26 (1906), S. 23-48.

50 Staehelin, Universität Basel, Bd. 1, S. 15.

te, er sei zu schwach für das Amt, bekannte sein Nachfolger, er hätte lieber einen Würdigeren im Amt gesehen und könne nur mit zitternden Händen das Szepter entgegennehmen. Am folgenden Sonntag kündigte der neue Rektor durch öffentlichen Aushang seine öffentliche Antrittsrede an, die sich im Laufe der Zeit als Rektoratsrede zu einer eigenen akademischen Literaturgattung entwickelte. Am Dienstag darauf versammelten sich die Professoren im oberen Collegium und gingen von dort, angeführt vom Pedellen mit dem Szepter, in den Doktorsaal des Münsters, um dort vor den versammelten Universitätsbürgern die Verlesung der Universitätsstatuten vorzunehmen, auf die dann die Rektoratsrede folgte. Hier treten die besonderen medialen Bedingungen vormoderner Anwesenheitskommunikation zu Tage. Um die Verbindlichkeit der universitären Rechtsnormen zu garantieren, mussten diese immer wieder aufs Neue öffentlich kommuniziert werden. Auch hatten alle Bediensteten und verheirateten akademischen Bürger analog zu den Zünften der Stadt und der Universität jedes Jahr einen Treueeid zu leisten. Der Schwur fand jeweils einige Tage nach der Einsetzung des neuen Rektors im Doktorsaal des Münsters statt. Der Rektor hatte zunächst eine Rede zu halten, nach der der Universitätsnotar die Liste der *cives academici* verlas. Diese legten daraufhin mit ausgestreckten Schwurfiguren den folgenden Eid ab:

«Dem Bürgermeister, dem Oberstzunftmeister, dem Rat, dem Rektor und der Regenz gehorsam zu sein, unseren christlichen Glauben geflissentlich zu handhaben, alle Gesetze, Statuten und Erlasse der Stadt und der Universität zu befolgen, allen bürgerlichen Pflichten, von denen sie nicht ausdrücklich befreit waren, nachzukommen; das Salz nur aus dem Rathaus und nur verumgeldetes Mehl zu kaufen; in allen Streitfragen gemäß den Gesetzen Recht zu geben und zu nehmen und überhaupt der Stadt Nutzen und Ehre zu fördern, Schaden aber abzuwenden.»⁵¹

Angeichts dieser Abhängigkeit der Universität und ihrer Angehörigen von der Stadt nimmt es wenig Wunder, dass sich diese Asymmetrie auch im Zeremoniell manifestierte. So stritt die Universität lange Jahre mit der städtischen Obrigkeit um ihren Rang. Der Rat gewährte der Universität zwar, dass Professoren, Pfarrherren und Diakone ihren Platz hinter dem kleinen Rat und vor den Sechsern der Zünfte einnehmen durften, doch als der Rat anlässlich des Begräbnisses eines Deputaten beschloss, die Zunft, der dieser angehört hatte, vor der Universität gehen zu lassen, legte die Universität 1691 ein umfangreiches Memorial vor, um ihren Rang einzuklagen.⁵² Die Universitätsangehörigen forderten darin, «einem Ehrsamem Raht dieser Statt alss der hochere Obrigkeit immediate nach und allen übrigen Corporibus alss den Gerichten Zünfften und Gesellschaften allwegen vorgehen» zu dürfen.⁵³ Beide Parteien reagierten, indem sie in Zukunft die öffentlichen Akte des jeweils anderen mieden. Gründe für eine solche Zurückhaltung finden sich bereits im 16. Jahrhundert, wo eine Ratserkenntnis verordnete: «Wann die herren der vniversitet hinfuro fu reinen Ersamen Rat von der vniversitet sachen wegen kommen oder beschickt werden, das man si stan lassen und nit setzen solle.»⁵⁴ Das Recht zu sitzen war in vielen ständischen Gremien, angefangen beim Reichstag bis hin zur universitären Senatssitzung, ein zentrales Mittel, um soziale Unterschiede symbolisch zum Ausdruck zu bringen. Als die Universi-

51 Vgl. Edgar Bonjour: Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460–1960, Basel 1960, S. 262f., Staehelin, Universität Basel, Bd. 1, S. 29.

52 Vgl. Staehelin, Universität Basel, Bd. 2, S. 430.

53 Staehelin, Geschichte, Bd. 1, S. 6.

54 Zitiert nach Samuel Schüpbach-Guggenbühl, Der Rektor bittet zu Tisch. Universität und Bürgerschaft an den Rektoratsessen der Amerbach, in: Basler Zeitschrift 96 (1996), S. 57–91, hier S. 69.

tät 1760 ihre dritte Säkularfeier zelebrierte, waren der Bürgermeister Samuel Merian und der Dreizehnerherr Balthasar Burckhardt nicht bereit, hinter dem Rektor zu gehen, was schließlich dazu führte, dass die Häupter der Feierlichkeit fernblieben. Die Stadt wurde allein durch den <greisen> Oberzunftmeister Johann Rudolf Faesch (geb. 1680) repräsentiert.⁵⁵ Ein ausländischer Beobachter, der ungarische Adelige Samuel Teleki (1739-1822) notiert zu diesem Vorgang in seinem Tagebuch:

«Am 15. April, 8 Uhr früh nach hiesiger Zeit, versammelten sich im großen Saal des Collegium Erasmianum die eingeladenen Gäste und Mitglieder der Universität. Von den Geladenen waren nicht erschienen der in diesem Jahr regierende Bürgermeister Falckner, der zweite Bürgermeister Merian, der eine Oberzunftmeister Battier, teils ihres Alters wegen, teils, wie gesagt wurde, wegen anderer Präcedenzen [!]. Vom Magistrat waren erschienen der in diesem Jahr regierende Oberzunftmeister Faesch und die vier Deputaten»⁵⁶

Das Ressentiment der Universität gegenüber der Handwerkerschaft kommt auch in einer Äußerung des Pedellen von Brunn zum Ausdruck. Dieser notierte 1723 in seiner Chronik: «Ein Schuster und Schneider des Raths ward jetziger Zeit höher gehalten als ein hochgelehrter Doctor Theologiae und andrer Gel[ehrter] Professor».⁵⁷

III. Insignia academica – Die Sprache der Zeichen

Zu den alltagswirksamsten Standeszeichen der Akademiker gehörte zweifellos ihre Kleidung.⁵⁸ Mit dem Dienstantritt verpflichtet sich ein Professor die akademische Amtstracht zu tragen, in Basel «Habit und Krös», ein schwarzes Gewand mit Mühlsteinkragen.⁵⁹ Auf dem Kopf trugen die Professoren, wie in einer Kostümfolge Hans Heinrich Glasers von 1634 zu sehen, ähnlich wie die Ratsherren, den hohen spitzen Baselhut.⁶⁰



Ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert scheint dieser dann aber zunehmend von einem auch hier «Biret» genannten Doktorhut abgelöst worden zu sein. Dass die Professoren sich dennoch zuweilen auch modischer Kleidung bedienten, lässt sich aus folgender im Rat der Stadt Basel um die Mitte des 17. Jahrhunderts erhobenen Forderung schließen: «Die Herren Ordinari Professores der alhiesigen Universität sollten, wan sie in der

55 Vgl. Bonjour, Universität Basel, S. 268, zu den Feierlichkeiten vgl. Rudolf Wackernagel, Die dritte Säkularfeier der Universität Basel 1760, in: Basler Jahrbuch 7 (1887), S. 1-40.

56 Otto Spiess, Basel anno 1760. Nach den Tagebüchern der ungarischen Grafen Joseph und Samuel Teleki, Basel 1936, S. 116.

57 M. Samuel von Brunn, Chronick vieler merckwürdiger Geschichten sonderlich was alhier zu Basel passirt, von mir M. Samuel von Brunn den Meinigen zur Nachricht geschriben, fol. 113, zitiert nach Staehelin, Universität Basel, S. 459.

58 Vgl. allg. Marian Füssel, Talar und Doktorhut. Die akademische Kleiderordnung als Medium sozialer Distinktion, in: Barbara Krug-Richter / Ruth Mohrmann (Hg.), Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa, Köln u. a. 2009, S. 245-271.

59 Staehelin, Universität Basel, Bd. 1, S. 77.

60 Alfred R. Weber, Was man trug anno 1634. Die Basler Kostümfolge von Hans Heinrich Glaser, Basel 1993.

Statt seind, in gewöhnlichen Röckhen und patriotischer Kleidung, nicht aber in langen allamodo hosen, Mäntlen und breiten hüetten auffziehen.»⁶¹ Die akademischen Insignien im engeren Sinne von Rechtssymbolen unterteilten sich in die «insignia rectoralia» und die «insignia doctoralia». Zu den rectoralia zählten in Basel die Szepter, Siegel, Matrikel und Becher.⁶² Keine Insignien im eigentlichen Sinne stellten die sogenannten «Bulgen» dar, große Zinnkannen, mit denen bis zu fünfzig Liter Wein zu den akademischen Gastmählern gereicht werden konnten.⁶³ Die Zeichen der Doktorwürde bestanden, wie bereits am Beispiel Platters gezeigt, aus einem geschlossen und einem offenen Buch, einem Ring, einem Gürtel und einem Hut, an anderen Universitäten zählten noch der Kuss, das Besteigen des Katheders oder ein Degen zu den Zeichen. Für die Thematisierung der Bedeutung der insignia doctoralia kann exemplarisch eine medizinische Promotionsrede Daniel Bernoullis vom 4.10.1737 herangezogen werden.⁶⁴ Zunächst präsentierte er das offene Buch als Symbol des vorzüglichsten Mittels, das Wissen zu mehren und blätterte darin. Um daran zu erinnern, dass «die Weisheit nicht nur aus Büchern stammt», zeigte er darauf dasselbe Buch geschlossen. In den darauf folgenden Ausführungen wird die Entwicklung der akademischen Medizin von einer reinen Buchwissenschaft zu einer empirischen Wissenschaft deutlich.⁶⁵ So weist Bernoulli die Kandidaten an,

«sich auch jener Mittel zu bedienen, die zu selbstständiger Erkenntnis der Dinge führen. Es sind dies: Meditation; Verkehr mit gelehrten Männern, Experiment und Beobachtung [...] Endlich und vor allem konsultieren Sie immer wieder die Erfahrung, die Lehrmeisterin für alle Dinge, die erste Quelle und der Ursprung aller Entdeckungen auch der Ärzte, und seien Sie zugleich aufmerksamste Beobachter».⁶⁶

Es folgt die Verleihung des Rings, die als Verheiratung mit den Musen gedeutet wird, die der Kandidat «künftig pflegen und lieben solle». Auf ähnliche Weise feiere die Republik Venedig jedes Jahr «ihre mystische Verlobung mit der Adria, indem der Doge mit grossem Gepränge einen Ring ins Meer wirft».⁶⁷ Mit Gürtel und Hut folgen Anspielungen auf den nobilitierenden Charakter des Doktorats:

«Doch meine Herren Kandidaten, ich will sie auch stark und mutig sehen! Deshalb umgürte ich, wenigstens bildlich; ihre Lenden mit einem goldenen Gurt, als Symbol des adligen Sinns und seiner unzertrennlichen Begleiterin, der Tapferkeit. In beidem muss sich ein rechter Doktor bewähren, an Wissen und Wagemut seien Sie wie Caesar! [...] Und nun endlich bedecke ich Ihre Häupter mit einem Hut, dem höchsten Zeichen des freien Mannes, nichts geht dem Adligen über Freiheit. Mit dieser neuen Würde geschmückt, sollen sie der Freiheit Gefolgschaft leisten; nicht der ungezügelter Freiheit des Barbaren, sondern der sittlichen Freiheit. Ihre

61 Staehelin, Universität Basel, Bd. 2, S. 415.

62 Lucas Heinrich Wüthrich, Die Insignien der Universität Basel (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel 8), Basel 1959.

63 Wüthrich, Insignien, S. 67.

64 Otto Spiess / Fritz Verzár: Eine Akademische Festrede von Daniel Bernoulli. Über das Leben / De Vita, in: Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, Bd. LII (1940/41), S. 189-266, hier S. 213-218.

65 Vgl. dazu den instruktiven Überblick von Thomas H. Broman, Rethinking Professionalization: Theory, Practice, and Professional Ideology in Eighteenth-Century German Medicine, in: The Journal of Modern History 67 (1995), S. 835-872; Ders.: The transformation of German academic medicine: 1750-1820, Cambridge 1996.

66 Spiess / Verzár, Festrede, S. 215f.

67 Ebd., S. 216. «Die Venezianer tun dies als Zeichen der Herrschaft, die sie sich über das adriatische Meer anmassen, wie der Gatte über die Gattin. Und doch wie oft wurden sie schon von dem treulosen Gespons verraten, das keine Herrschaft erträgt! So ginge es auch Ihnen, wenn Sie ihre neuen Verlobten zu unterjochen gedächten; die Musen lassen sich gewinnen, nicht bezwingen» (ebd.).

angestammte gute Art dulde nicht, dass Ihr hoher Stand durch Überheblichkeit oder Kleinlichkeit erniedrigt werde.»⁶⁸

Die mit der akademischen Nobilitierung erworbene Freiheit ist nicht mehr die <ungezügelter> des Adelsstandes, sondern die <sittliche Freiheit> des aufgeklärten Akademikers. Bernoullis individuelle Auslegung der Bedeutung der insignia verweist auf die Vielfalt möglicher Deutungen, die gerade als besondere Stärke von entsprechenden Symbolen begriffen werden kann. Denn ohne deren Verbindlichkeit als Rechtssymbole in Frage zu stellen, bleiben die akademischen Symbole so stets aktuell, da sie immer wieder an den jeweiligen Zeitgeist angepasst werden können und damit im wahrsten Sinne nie an Bedeutung verloren. Die Reden, welche die akademischen Rituale, angefangen von der Deposition über die Doktorpromotion bis hin zum Rektoratswechsel, begleiteten, werden damit zu wichtigen Quellen zur Erschließung des Wandels der Normen und Wertesysteme akademischer Gelehrtenkulturen. Versinnbildlichen die Rituale stets Kontinuität und Tradition der Institution, so bieten sie gleichzeitig die Gelegenheit zur Aktualisierung und Positionierung im Medium sinnstiftender Reden.

Fazit

Der Überblick über die Rituale, Rangordnungen und sozialen Reproduktionsmechanismen an der Basler Universität der Frühen Neuzeit lassen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Besonderheiten im Vergleich zu anderen Universitäten deutlich werden lassen. In vielerlei Hinsicht haben sich in der Basler Gelehrtenkultur einzelne Elemente länger gehalten und intensiver ausgeprägt als an anderen Universitäten. Rituale wie die Deposition retteten sich über die Zeit und auch der soziale Habitus der Professoren wie die internen akademischen Berechtigungssysteme weisen hier deutliche Kontinuitäten auf.

Im Hinblick auf ihre interne Sozialstruktur kann die Universität Basel als besonders markantes Beispiel für den sozialen Abschließungsprozess des Akademikerstandes gelten. Über das Konnubium vernetzte sich die Professorenschaft der Basler Familienuniversität ebenso mit der städtischen Führungsschicht wie vor allem unter einander. Dazu mag auch die Isolation in einem protestantischen Stadtstaat wie Basel beigetragen haben, der über eine begrenzte soziale Fluktuation verfügte, bzw. das Fernhalten Fremder begünstigte. Gerade im Verhältnis zu Stadt lag dabei jedoch auch eine gewisse Besonderheit, denn neben Hochschulen wie Köln oder Straßburg gab es im deutschsprachigen Raum nur wenige Universitäten, die als städtische Gründungen dem sie umgebenden kommunalen Gemeinwesen so eindeutig unterstellt waren. Dieses Gefälle musste sich im Zeitalter der Präzedenz geradezu zwangsläufig immer wieder in Konflikten niederschlagen.

Dass die zeremoniellen Rangkonflikte in Basel gerade im ausgehenden 17. Jahrhundert immer wieder eskalierten, deckte sich dabei mit Befunden, wie sie auch für zahlreiche andere Städte und Universitäten im Reich vorliegen.⁶⁹ Anders aber als an einer Landesuniversität ergab sich in Basel kein Dreiecksverhältnis zwischen Landesherrn,

68 Ebd., S. 216f.

69 Füssel, Gelehrtenkultur; Thomas Weller, *Theatrum Praecedentiae. Zeremonieller Rang und gesellschaftliche Ordnung in der frühneuzeitlichen Stadt: Leipzig 1500-1800, Darmstadt 2006.*

Stadt und Universität, sondern der Rat als Entscheidungsinstanz des Konflikts war hier gleichzeitig Partei. In der Anwesenheitskommunikation der städtischen Öffentlichkeit lies dies nur die Möglichkeit, gegenseitig so weit wie möglich auf Distanz zu bleiben, wollte man eine zeremonielle Vereindeutigung des ungleichen Verhältnisses vermeiden. Die Universität bildete einen privilegierten Personenverband, der über seine soziale Statuswahrung nach außen ebenso wachte wie über den *ordo differentiae* im Inneren. Der Zugang zum Kreis der akademischen Bürger war dabei weniger an intellektuelle Kompetenz als an ökonomische Potenz und einen standesgerechten Lebenswandel geknüpft.

Die Rekonstruktion der symbolischen und sozialen Praxis frühneuzeitlicher Gelehrtenkulturen darf jedoch nicht zu dem Fehlschluss verleiten, an der vormodernen Universität wäre es nicht um Wissen gegangen. Männer wie Jakob I., Johann und Daniel Bernoulli ebenso wie Sebastian Münster und zahlreiche andere Professoren der Universität Basel zählen in der Wissenschaftsgeschichte noch heute zu den Gelehrten von Weltruhm. Doch kann eine moderne Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte die wissenschaftlichen Leistungen vormoderner Gelehrter nicht mehr ohne die Hintergründe ihrer sozialen Geltungsbedingungen und kulturellen Kontexte betrachten, will sie zu einer angemessen historischen Einschätzung gelangen. Erst wenn dies gelingt, kann der Blick auf die Geschichte einer vormodernen Universität auch den Blick für die eigene Gegenwart schärfen und damit mehr sein als die Selbstvergewisserung der eigenen Tradition oder der antiquarisch distanzierte Rekurs auf eine verlorene Lebenswelt.